

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 183.

Dienstag, 8. August.

1916.

Frau Minchens Narretei.

Humoristischer Roman von Räte van Beeler.

(Nachdruck verboten.)

(8. Fortsetzung.)

„Wenn ich nicht so sicher gewußt hätte, daß ich sterben müßte“, sagte sie langsam und stoßweise und ihre Finger krampften sich dabei verzweifelt in das dicke Zudeck — „aber so, wenn man doch sterben muß, dann ist so alles egal.“ —

Und dann erfuhr Frau Minchen, was sie niemals geglaubt und gedacht hätte, preßte die Rippen aufeinander, biß die Zähne zusammen und drückte sich die Nägel in die Handflächen, sagte aber kein Wort, sondern als das blasser, junge Weib ihr mit flehendem Blick das kleine Leinenbündel entgegenstreckte, schauerte zwar einen Augenblick wilde Empörung und Abscheu durch ihren Körper, aber im nächsten faßte sie zu, um es aus den schlaffen Armen der Zurücksinkenden aufzufangen und an sich zu drücken. Die Gaste lächelte noch einmal, dann brachen ihre Augen, das einst so runde, weiche Gesichtchen wurde spitz und lang und die kleine, zierliche Gestalt streckte sich zum langen Ausruhen.

Frau Minchen hielt das Leinenbündel im Arm und sah starr zu der Toten nieder. Langsam und schwer gingen ihre Gedanken, sie hielt Bericht über jene und über sich.

„Sie tat, was ich tat, — womit du sündigst, damit sollst du gestraft werden. Ich habe kein Recht, sie zu verdammen, — auch ihn nicht. Menschen sind wir alle, schwache, sündige Menschen. Er ist ein junger Mann, — ich schob sie ihm in die Arme, — sie war auch jung und hübsch, und sie hat gebüßt.“ —

Neben dem ärmlichen Lager in die Knie sinkend, betete sie leise: „Herr, vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unseren Schuldigern.“ Dann nahm sie das uneheliche Kind der braunen Gaste mit sich. Sie legte es daheim an ihre Mutterbrust und sagte zu ihrem eintretenden Mann: „Es ist das Kind der braunen Gaste, die ich damals zu mir nahm, als unsere Fee erwartet wurde. Einen Vater hat es nicht und die Mutter ist tot.“

Fritz Niesel taumelte und wurde leichenblass, dann brach er zu Minchens Füßen nieder und weinte, — weinte wie ein großes, schuldbewußtes, trostloses Kind. Und sie strich ihm leise über den dunklen, schönen Lockenkopf, und während ihr das Herz in der Brust wehtat und sie zum ersten Male den Mikton in ihrer Ehe, den großen Altersunterschied, brennend empfand, tröstete sie ihn, milde und verzeihend wie eine Mutter und Freundin.

Das hat Fritz Niesel seiner Frau nie vergessen. Von diesem Augenblick an ist sie ihm wirklich das Höchste und Beste gewesen, was das Leben ihm gab, und wenn er sie einst nur zu sich zog, weil ihr Besitz ihm die Tür öffnete zu dem, was er ersehnte, so wurde sie ihm für den Rest des Weges, den sie beide noch zusammen gingen, wirklich die Frau seines Herzens, der er die Treue gehalten hat ohne Wanken und Weichen.

So hatte Frau Minchen nun auf einmal zwei Töchter, für die sie sorgen und hoffen konnte, denn darüber war sie mit ihrem Fritz in jener ersten Stunde

übereingekommen, daß sie das Kind der braunen Gaste behalten und erziehen wollten. Nicht mit dem vollen Rechte einer Stauochter, aber doch treu und sorgsam, zuerst als Spielgefährtin der kleinen Fee und späterhin vielleicht als deren Dienerin oder als Mamfell, oder sonst etwas, wofür sie sich eignen und schiden würde. Das lag ja auch noch in weiter Ferne, und sie brauchten sich darüber noch nicht den Kopf zu zerbrechen.

Erst tat Frau Minchen das Nächst- und Einfachste, nährte die beiden Mädchen an der eigenen Brust, kümmernte sich nicht um das Gerede und Kopfschütteln der Gutsleute und Nachbarn, und wußte jede neugierige und erstaunte Frage mit großem Gleichmut und der Berufung auf die Pflichten der Menschlichkeit zurückzuweisen. Sie hatte sich schon einmal über die Meinung und das Gerede der Menschen fortgesetzt und tat es nun wieder. Wenn die lieben Nachbarn und das Gefinde genug geredet hatten, würden sie allmählich still werden, über anderes tuscheln und sich an dieses gewöhnen.

Genau so kam es auch, die Wässer der Aufregung und Verwunderung verliefen sich und allmählich kam alles wieder in die alte Ordnung. Frau Minchen führte wieder ihre Wirtschaft, strickte, las Romane, besuchte Frau Berta und wurde von dieser besucht, und ließ ihre beiden Mädchen sich still und geruhig nebeneinander entwickeln und aufwachsen.

Je weiter sie darin vorrückten, desto schwerer wurde das Herz der Mutter. Sie mußte einsehen lernen, daß Frau Berta recht gehabt hatte, als sie damals so pessimistisch behauptete, daß die Naturgeschichte ihre Rüden habe und sich selbst von den schönsten Schneewittchenbildern nicht beeinflussen lasse. Die kleine Fee machte ihrem Namen keine Ehre. Feenhaft war an ihr nichts, alles nur gesund, frisch und kräftig, ein stark, sehr stark rotblondes Landkind, an dem nur eines auffiel und fesselte, das waren die total unmotiviert braunen Augen, von denen sich nicht sagen ließ, woher sie kamen, da sie weder von der Mutter, noch vom Vater, noch von dem Schneewittchenblide geerbt sein konnten, und dem Geschmacl Frau Minchens sogar vollkommen entgegenliefen.

Dagegen blickte die kleine Fränze, deren natürliche Großmutter glücklich war, das so rätselhaft erscheinene Großkind loszuwerden, aus den strahlenden, blauen Augen, die einst Frau Minchen das Herz gestohlen und sie angespornt hatten, den Weg zu betreten, der über den unübersteiglich scheinenden Berg zum Glück führte. Sie wirkten auch jetzt bei dem Adoptivkinde, das nebenbei ein zierliches Dingelchen war mit braunen Wäddchen, rosigen Wäddchen und weicher, zärtlicher Schneewittchenatur.

Frau Minchen konnte ihrem Herzen noch so strenge Predigten halten und es noch so ernst an seine angestammten Pflichten erinnern, es neigte sich mit verzweifelter Inkonsequenz und Gewissenlosigkeit über ihre beiden eigenen Kinder fort dem Kinde ihres Mannes zu, in dem es nach jeder Seite hin reichere Befriedigung

land, als in den beiden ihr rechtmäßig zugehörenden Plondköpfen, die ihr in den meisten Dingen viel zu ähnlich waren, um ihr Interesse zu erregen und es verzeihlich zu machen, daß sie die sehnlichen Wünsche ihrer Seele nicht erfüllten.

Es ließ sich schon jetzt, wo Eugen in den schönsten Plegeljahnen stand und Fee noch als kleiner Schmutz-fink in allen Pfützen und Gräben des Hofes anzutreffen war, unfehlbar feststellen, daß keines von beiden auch nur die leiseste Anlage zu einem Romanheldentum besaß; und das war es doch gerade, was ihre Mutter, nächst der zu diesem Fach gehörigen Schönheit, am leidenschaftlichsten für sie gewünscht hatte. Ein Alltagsgeschick auf glatter Landstraße würde ihr Loos sein, korrekt und banal. Und das mußte ihr passieren, der Mutter, die bei aller Höflichkeit und Einfachheit es zustande gebracht hatte, Schranken zu durchbrechen, Berge zu übersteigen, der Meinung der Menschen ein Schnippchen zu schlagen und sich ihr Leben auf eigene Manier zu zimmern, entgegen allen Satzungen und Ordnungen ihrer Zeit!

Es war hart, aber es mußte getragen werden, und vielleicht bot wenigstens Fränze ihr einstmal einen Ersatz, Fränze mit den blauen Augen ihres Vaters!

Merkwürdig war es, daß dieser Vater selbst für das allerliebste Ding nicht die leiseste Zuneigung empfand.

Als sein Vatergerühl schien sich der kleinen Fee zuzuwenden, eigentlich erst dieser gegenüber zu erwachen, denn für Eugen hatte er nach wie vor nicht viel übrig und Fränze ging er direkt aus dem Wege. Aber Fee und er, das hing wie die Kletten zusammen. Sie konnte kaum laufen, da stolperte und kroch sie dem Vater schon nach in die Ställe, unbekümmert um schmutzige Rutschschwänze, die ihr in das kleine, dicke Gesicht schlugen, um Schweine und Schafe, die sie rechts und links umrannten, und um Pferde, von deren Hufen sie manch blauen Fleck und manch blutende Wunde heimtrug. Das machte ihr nicht viel, sie brüllte dann kurz und kräftig, war aber gleich getröstet, wenn ihr Vater sie auf den Arm nahm und ausschalt. Eigentlich schalt er nie ernstlich, denn ihm machte es einen riesigen Spaß, den unerschröckenen Knirps sich überall durchkrabbeln zu sehen. Eugen war stets ängstlich und ohne jedes Interesse für die Ställe und deren Inassen gewesen, Fee dagegen kannte keine Furcht, aber desto besser jede Kuh, jedes Schaf, Schwein und Pferd.

„Die is 'ne jebor'ne Landwirtin“, lachte der Vater. „Mineken, das Kind hat's von mir! Der steckt's im Blut, — verstehst du mi?“

Frits Niesel sagte jetzt niemals mehr mir oder mich. Seine Frau hatte ihn im Anfange ihrer Ehe öfter liebevoll auf kleine Verwechslungen der beiden Wörter aufmerksam gemacht, seitdem ging er nach einer festen und untrüglichen Regel, er ließ den letzten, schwer richtig einzufangenden Buchstaben einfach fort und sagte mi. Das stimmte immer, jeder konnte es sich nach seiner Ansicht auslegen, und er stand tabellos da.

Auch vor seinen Kindern. Besonders vor Eugen, dessen blaßblaue Augen, so still und nichtsagend sie auch meistens blickten, sich doch manchmal erstaunt öffneten, wenn der Vater sich in seinem Berliner Dialekt und in besonders guter Laune gehen ließ.

Der Junge wuchs eben heran und lernte zu viel. Ja, Vater Frits schüttelte den Kopf. Was brauchte ein solider, tüchtiger Landwirt all den Krimskrams, den so ein Bengel schon in jungen Jahren im Kopfe hatte? — Nicht als wenn sein Sohn besonders begabt und lernbegierig gewesen wäre. Im Gegenteil, es ging langsam mit ihm auf der Schule vorwärts. Es haperte in der Mathematik, in der Geschichte, in den Sprachen, eigentlich haperte es überall; aber Vaters Logik schob die direkt ausgesprochene Gleichgültigkeit, die Eugen gegen alles zeigte, was Landwirtschaft hieß, auf die wissenschaftliche Überbildung des Jungen und hätte diesen am liebsten gleich nach der mühsam erreichten

Freiwilligenberechtigung von der Schule genommen, um ihm endlich das Interesse für Land und Feld für Bodenkultur und Vieh beizubringen.

Aber dagegen sträubte sich Frau Minchen, die auf Bildung hielt und für ihren Erstgeborenen die ehrgeizigen Hoffnungen nicht aufgeben mochte. Er schien doch nicht ganz so unscheinbar und häßlich werden zu wollen, wie seine Jungensjahre es in Aussicht gestellt hatten. Die Figur streckte sich, das war immerhin etwas. Schließlich brauchte ein Mann nicht schön zu sein; es war eine gute Zugabe, unter Umständen sogar eine Hauptbedingung, das wußte Frau Minchen aus eigener Erfahrung, aber aus ihren geliebten Romanbüchern hatte sie allmählich doch herausgelesen, daß es auch andere Ansichten und Erfahrungen gab. Und da sie ja leider mit ihrem Jungen auf diese angewiesen war, so wollte sie aus ihm wenigstens einen gebildeten und feinen Mann machen, der mit solchen geistigen Waffen und nebenbei mit dem Goldpanzer seines Vermögens vielleicht eine schöne Frau errang. Denn die sollte er wenigstens kriegen, irgendwo und irgendwie mußte es doch gelingen, die Schönheit für die Familie einzufangen.

Also blieb Eugen noch länger in der Stadt und besuchte die Schule bis zum mehrfach verzögerten und hinausgeschobenen, aber endlich doch glückselig bestandenen Abiturientenexamen. Er war dabei zwanzig Jahre geworden, hatte sich also wirklich nicht überhastet und angestrengt, und nachdem der Vater so ausgiebig seiner Frau den Willen getan hatte, ging er nun auch fest und energisch daran, seinen Willen durchzusetzen.

(Fortsetzung folgt.)



Gelehrsamkeit ist ein großer Schlüsselbund, der aber noch lange nicht alle Schlösser aufschließt. Nur das Genie ist der Dietrich, der für alle paßt.
W. Menzel.

Eine Opernvorstellung für uns Feldgraue.

Stimmungsbild von E. Krauße.

Große gelbe Anschlagzettel in unserem Soldaten-Heim künden uns hier in dem mittleren Dorfe seit Monaten wieder vegetierenden Landstürmern, daß für die Feldgrauen eine Opern-Vorstellung im Stadttheater zu Namur übermorgen von den Mitgliedern des Rgl. Theaters zu Wiesbaden als Gastspiel gegeben werden soll. Und zwar zum Besten der Wohltätigkeitskassen des Gouvernements R. Aber, das war' was Feines! Seit reichlich zwei Jahren wieder mal eine Oper, und noch dazu gespendet von den „Wiesbadnern“, die unserm Kaiser alljährlich, anlässlich der dortigen weltberühmten Festspiele, ihre Kunst zeigen dürfen. Mich packt's ganz gewaltig und ich strenge meinen Verstandskasten an, wie ich das Ding drehe, um übermorgen Abend im Stadttheater sitzen zu dürfen. Rechne aus, wann ich dienstfrei habe, halt das klappt. Nun der Urlaub. Erfahre unter der Hand, daß in hochanerkennender Weise das Gouvernement-Kommando in einem diesbez. Befehl angeordnet, daß, soweit sich's mit den dienstlichen Verhältnissen vereinbart, sämtliche Mannschaften, die frei haben, dazu beurlaubt werden sollen. Also auch hier keine Schwierigkeiten. Zwei Kunstfreunde finde ich noch, der Urlaub und der Fahrchein ist am Sonntagmittag in unseren Händen und so wandern wir. Um die richtige Eisenbahnverbindung zu haben, müssen wir erst 10 Kilometer marschieren, was aber trotz der Sonnenglut in 2 Stunden, eben im Hinblick auf den unserer harrenden Kunstgenuß, freudig überwunden wird. In G. steigen wir in den Schnellzug ein, welcher die annähernd 50 Kilometer bis Namur bald zurücklegt und wir sind um 3/4 7 Uhr an der Place du Théâtre. „Du, Emil, da sind wir nicht die ersten“, bemerke ich. „Ja“, erwidert dieser, „sieh nur, wie viele Feldgraue noch herbeiströmen.“ Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, in Befolgung dieses Spruchs haue ich mich mit auf, an die Ecke des Stadttheatergebäudes, wo Stassenverwaltung dransteht. Ich stehe mittendrin in dem

aus Mannschaften und Unteroffizieren aller Truppengattungen und aller Armeekorps gebildeten Knäuel, der immer größer und immer dichter wird, so daß ich mich bald nicht zu rütteln vermag. Bei alledem nimmt das Gespenst, daß zuguterletzt wir keinen Platz erhalten sollen, mich mehr und mehr gefangen. Zumal es von Mund zu Mund geht, die mittleren und billigen Plätze seien ausverkauft. O, Heimatland, fast 60 Kilometer weit hergekommen und ohne was zu hören und zu sehen, wieder umkehren müssen, das wäre doch zu hart! Ich stehe wie Stahl; endlich $\frac{1}{8}$ Uhr wird die Tür aufgemacht, der Knäuel schiebt sich vor, ich muß notgedrungen eine ganze Drehung um meine Längsachse, währenddem ich im Äther schwebte, mitmachen und wuppich, wie ich auch mit drin. Aber noch lange nicht an der Kasse. Höre im Gange, daß es nur noch Plätze für 2.50 M. oder „Topp“ für — 25 Pf. gebe. Gut, nehme ich für 3 Mann „Höhenplatz“, denn 2.50 M. sind für 53 Pf. Soldatenlöhnung zu viel, das müßte man 'ne ganze Defade (= 10 Tage von einer Löhnung zur andern) spüren. Endlich habe ich die drei Scheine in Händen und glückstrahlend erklimmen wir die Wendeltreppe, die zur Galerie hinaufführen. Haben „Schwein“ und „Namen“ uns für — 25 Pf. — noch sehen. Aber, schon jekt die Atmosphäre! Na, 's ist egal. Mustere das Theaterinnere, welches fast das gleiche wie im alten Chemnitzer Theater ist. Die Brüstungen sind mit Medaillonsporträts bedeutender Komponisten, wie Verdi, Mozart usw., geziert. Die Logenstühle in rotem Plüsch gehalten, ein prachtvoller Kronleuchter spendet durch „Elektrisches“ märchenhafte Lichtfülle. Da ertönt das erste Klingelzeichen, nun noch einen Blick auf den Theaterzettel. „Der Barbier von Sevilla“. Als Orchester ist die Kapelle des Armierungs-Batl. Nr. 61 tätig. Und Meister Prof. Joseph Schlar-Biesbaden hat am Dirigentenpult deren Führung übernommen. Alle Hochachtung vor diesen beiden. Mit viel Liebe und Sorgfalt ist die Einstudierung, das beweist schon die Wiedergabe der Einführungsmusik, erfolgt und das überreich besetzte Haus lauscht atemlos der glänzenden und sprühenden Musik. Wir sind ganz versunken im Reich der Töne, als der Vorhang sich hebt und Fiorello singt „Sachte im leisen Schritt, redet kein Wort“. Den Graf sang Walter Fabre. Es war ein köstlicher Chrenschmaus, diesen schönen Tenor zu hören. Die Rosine des Fräuleins Mara Friedfeldt konnte zu Begeisterung hinreizen. Die Kavatine „Frag ich mein besselommenes Herz“ fand stürmischen Beifall, wie auch ihr Zwieselfang mit dem Grafen. Schon bei seinem Auftritt aber gewann der Figaro des Herrn Geisse-Winkel die Sympathien unserer aller, vom hohen Offizier bis zum „gemeinen“ Soldaten bei uns oben. Der Figaro war eine Brachtleistung, Gesang wie Spiel, einerlei. Wenn gleich einer der auf'n „Topp“ sitzenden Kameraden flüsterie: Brotkarten scheinen damals für die Barbieri doch noch nicht existiert zu haben! Nun der Herr Richard von Schenk als Bartolo. Ich sah Tränen lachen vor Vergnügen über ihn, und den Sangeskundigen imponierte sein prächtiger Bass gewaltig. Dies Dreigestirn, Graf, Figaro, Bartolo, dazu den Sopran, zu hören, wird uns allen unvergeßlich sein. Die kleineren Rollen befanden sich ebenfalls in nur guten Händen und verhalfen dem Ganzen zu einem guten Gelingen. Mehrere Gesangsnummern mußten auf stürmischen Beifall hin wiederholt werden und die Künstler oft den Hervorrufen Folge leisten. Überdies wurde der Künstlerin Mara Friedfeldt ein prächtiges Blumenangebinde nach dem ersten Aufzuge überreicht. Vollauf hatte sie es verdient und fast als Gegengabe konnte hierfür die Bravourleistung ihrer Gesangseinlage, der Walzer „Frühlingsstimmen“ vom Altmeister Joh. Strauß, entgegengenommen werden, die Koloraturen perlten nur so aus der Kehle der Künstlerin hervor. Ein kleiner Zeil der Theaterbesucher kam leider insofern um diesen Genuß, als vor Beginn des zweiten Aktes eine Anzahl junger Kameraden das Theater infolge eingetretenen Alarms, d. h. sie (die . . . er Artillerie) erhielten Befehl, an die Front zu gehen, verlassen mußten. Von der Stätte des Frohsinns und der Kunst unmittelbar in den Tod vielleicht, es ist Kriegsschicksal. Wir, die wir blieben, konnten am Ende des Spieles nochmals begeisterten Beifall für all das Schöne und Gute, das wir empfangen hatten, klatschen. Gegen 11 Uhr war's Schluß, und noch wandelte uns die Lust zu einem Rummel an. Mer wir hatten genug an einer Einkehr. Es war ja sowieso Feierabend, denn die Wirtshauspatrouille trat ganz energisch auf und um $\frac{1}{2}$ 12 Uhr konnte man tiefste

Stille im Leben Namurs feststellen. Im Wartezimmer des Bahnhofes fristeten wir drei noch eine mehrstündige Pause bis Abfahrt des Zuges. Endlich aber kam beim grauen Morgen unser Dampfzug. Leider ereilte uns noch ein Mißgeschick, wir überfuhrten ein ganz gewaltiges Stück unsere Station, wo wir auszustiegen hatten, uns hatte der Schlaf zu sehr übermannt. kamen wir da im „Druck“! Aber wir ließen das Unheil seinen Lauf nehmen, mal mußten wir doch wieder in unsere Heimat und zu unserer „Mutter“ zurückkommen. Was auch glücklich mittags $\frac{1}{2}$ 12 Uhr der Fall war. Trotz alledem waren wir dankbar den Faktoren, die uns Stunden zuvor solch auserlesenen künstlerischen Genuß vermittelt. Vivat sequena! (Zensf. Mz.)

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

In Angèles Garberobe. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Ein kleiner Raum ist es, der früher Angèle als Ankleideraum gedient hat. Nüchterne, weißgetünchte Wände, ohne jeden Schmuck, ohne jedes Bildnis. Ein Tisch, ein schlichter Spiegel, ein Wandschrank, einige Kleiderhaken, einige einfache Stühle und eine Gaslampe. Unter dem Spiegel hat die Künstlerin ihren Namen gekritzelt: Angèle. . . Ich weiß nicht, wer diese Angèle war. Vielleicht war sie eine muntere, junge Soubrette, vielleicht auch schon eine „komische Alte“. Sicherlich aber lebt sie noch irgendwo, denn unter ihrem Namenszuge steht die Jahreszahl 1914. Vielleicht wohnt sie sogar noch in derselben kleinen französischen Stadt, deren Theater jetzt für sie geschlossen ist. Der Krieg hat sie, die muntere, lecke Angèle — mir ist diese Altersvorstellung die angenehmere — von ihrer Wirkungsstätte vertrieben, sie und alle ihre Kolleginnen und Kollegen. Von Angèles Garberoberaum führt eine enge, winkelige, schlecht beleuchtete Holztreppe nach unten. Diese vermaledeiten engen französischen Holztreppe! Ein breitschultriger Feldgrauer muß sich immer etwas seitwärts halten, sonst kommt er nicht weiter. Unten befinden sich noch mehrere Ankleideräume, ferner ein Zimmer mit einem höllisch verstimmten Klavier. Was man in allen Räumlichkeiten vermischt, das sind die Wäschegelegheiten. Nirgends eine Spur einer Wasserleitung, nirgends Waschbecken. Wo und wie in aller Welt hat denn die Angèle ihr Gesichtchen von der Schminke befreit? Oder hat sie sich lediglich damit begnügt die Bühnenfarbe mit dem Fett hinwegzutupfen? Wenn nicht, dann hat sie ihr Gesicht nur unter der altmodischen, verrosteten Pumpe waschen können, die auf einem dunklen Steinhofe ein verträumtes Dasein führt. Und dann erst die Bühne! Klein, winkel, unpraktisch total „verbaut“, würden unsere Fachleute sagen. Unmögliche Kulissen und Soffitten. Dazu eine höchst primitive Gasbeleuchtung. Im „Requisitenzimmer“ ein phantastisches Durcheinander der verschiedensten Dinge. Alles veraltet, brüchig, verstaubt! Der Zuschauerraum eng und gedrückt. Von den Gallogen, in denen früher die „Honoratioren“ des Städtchens saßen, kann man ungeniert in die vordersten Gassen schauen und mit den lustig gekleideten Bühnengrazien Blide austauschen. Ich will meine Feldmühe gegen einen alten Zylinder wetten, daß von dieser Gasse aus die muntere Angèle manchen zärtlichen verheißungsvollen Blick in eine der Logen gesandt und so beiden Teilen die Mühe des Briefschreibens erspart hat. — Jetzt sind wir, die Feldgrauen, Herren der Stadt — schon lange — und auch des Theaters. Und es hat sich schon manches darin gebessert, so daß meine Angèle ihre Freude davon haben würde, falls ihr z. B. Soubrettelei Freude bereitet. In dem Theater wird nämlich gespielt, von deutschen Künstlern, vorfeldgrauem Publikum. Die unpraktische Gasbeleuchtung ist dem modernen elektrischen Licht gewichen. Hinter der Bühne wird von Feldgrauen Handwerkern geklopft, gehämmert und gepinselt. Der preußische Unteroffiziersgeist schafft Ordnung in das Chaos. Die Stadtbäter und das bürgerliche Theaterpublikum des Städtchens haben allerdings keine Ahnung davon, denn ihnen ist der Eintritt versagt. Aber sie werden es sich vielleicht erzählen lassen von den französischen Bühnenarbeitern, die noch in ihrem Amte geblieben sind und die kollegial mit den Feldgrauen Hand in Hand arbeiten. Vielleicht wird auch Angèle auf diesem Umwege von dem neuen Geist erfahren, der in diesen Räumen herrscht. Wird aber der deutsche Ordnungs- und Kunst-

sinn auch späterhin beibehalten werden? Oder wird der alte französische Scholendrian wiederkehren? Das ist das Wahrscheinlichste, denn die so viel gepriesene französische Hochkultur ist ein leeres, hohles Scheinwesen, hinter dem sich abgrundtiefe Unwissenheit, Gleichgültigkeit und Niederlichkeit verbirgt. (Zens. Bln.)

Frankreichs Schulfragen. Die Frage, wie für die Zukunft die erforderliche Mindestzahl von Lehrern für das französische Unterrichtswesen zu beschaffen sei, entwickelt sich in Frankreich bereits heute zu einer sehr schweren Sorge, die sowohl in Regierungskreisen wie auch öffentlich durch die Presse höchst pessimistisch besprochen wird. Ein auf genaue Untersuchungen gestützter und völlig sachlich gehaltener Artikel von Lucien Descubes im „Journal“ legt den ziemlich hoffnungslosen Stand der gegenwärtigen Verhältnisse dar. „Die Gesamtzahl der bisher eingezogenen französischen Lehrer hat so starke Verluste erlitten, daß bereits ein volles Drittel außer Geschäft gesetzt wurde. Wenn auch nicht anzunehmen ist, daß dieses ganze Drittel für alle Zukunft dem Beruf des Unterrichtes verloren ging, so berechtigt doch leider die große Menge von Acten und für Lebenszeit Beschädigten zu der Annahme, daß nur sehr wenige Personen aus der genannten Zahl imstande sein werden, später den Unterricht wieder aufzunehmen, und auch dann nur in viel schwächerer Form als zuvor. Dies allein genügt, um die Zukunft von schweren Sorgen verdunkelt erscheinen zu lassen. Hierzu kommt, daß der Krieg noch nicht aus ist und man daher darauf gefaßt sein muß, daß auch noch weiter eine große Menge der jetzt im Felde stehenden Lehrer durch Tod oder schwere Verletzung verloren gehen wird. Besonders zu bemerken ist ein schwerwiegender Umstand, der seinen Ursprung in der bisher geübten schlechten Vergütung der Lehrkräfte hat. Viele der eingezogenen Lehrer sind Offiziere geworden, und unter diesen wird wahrscheinlich ein großer Prozentsatz auch nach Friedensschluß beim Heere bleiben. Denn diese Leute erhielten im Durchschnitt kaum mehr als 150 Franken im Monat, und schon aus finanziellen Gründen wäre dieser Berufsaustausch für sie unbedingt von Vorteil. Ja, selbst ältere Lehrer, Professoren, werden sich von den nach Kriegsende sicherlich starken Stellenangeboten in der Industrie verlocken lassen, die ihnen auf jeden Fall mehr bieten wird, als sie bisher verdienten, nämlich 200 Franken monatlich. Ein Professor, der bis Kriegsausbruch an einer höheren Pariser Schule unterrichtete, bekundet, daß bereits die Hälfte seiner Kollegen teils gefallen oder für immer kriegsbeschädigt, teils fest entschlossen seien, nicht mehr zu ihrer früheren Beschäftigung zurückzukehren. Überdies nahm die Zahl der Studenten, die sich in den letzten zwei Jahren für das Lehrfach meldeten, auffallend ab. Darum wird man sich nach dem Kriege drängen an die Frauen wenden müssen, um dem aus den angeführten Gründen leider schon heute als sicher anzunehmenden außerordentlichen Mangel an männlichen Lehrkräften wenigstens notdürftig abzuheilen. Schon jetzt besetzen sich viele junge Mädchen auf den Lehrereinstellungsstellen vor. Aber auch dies ist kein Ausweg in größerem Maßstabe. Selbst 10- und 12jährige Knaben, die in Zahl von 40-50 eine Klasse bilden, lassen sich nicht von einem jungen Mädchen leiten ohne daß schwere Nachteile für die Schüler sowohl für die Lehrerin hieraus erwachsen. Vollkommen unhaltbar aber scheint das Weiterführen eines Zustandes wie des jetzigen, da man 16- und 17jährige junge Leute von 20jährigen jungen Mädchen unterrichten lassen will. Unter den großen Sorgen, die Frankreichs Zukunft bedrohen, ist die Sorge um die Durchführung des öffentlichen Unterrichtes besonders schwer, da sie eine Frage der Moral, der Bildung und Leistungsfähigkeit des zukünftigen Volkes darstellt.“

Die Entwaldungen im Altertum. Die Forst- und Landwirtschaftliche Pflege in den besetzten Gebieten und auch in der Heimat selbst, die während des Krieges in gesteigertem Maße die verschiedensten für die Ernährung und die Industrie erforderlichen Produkte liefern sollte, muß bei aller Ausnutzung der vorhandenen Mittel mehr als je darauf bedacht sein, bei einer Befriedigung der augenblicklichen Bedürfnisse nicht jene Rücksicht zu vergessen, die unbedingt nötig ist, wenn der starke Verbrauch sich nicht späterhin durch Mangel rächen soll. Besonders in der Forstwirtschaft ist stets für die ungeschmälerte Erhaltung der wichtigen Bestände Sorge zu tragen, und schon die älteste Geschichte zeigt, wie sehr eine unersättliche Ausnutzung der Waldungen die Entwicklung eines Landes

herabzumindern vermag. Das beste Beispiel hierfür liefert, wie Dr. Hans v. Trotha-Trehsen in Petermanns Mitteilungen auf äußerst interessante Weise darlegt, eine Untersuchung der diesbezüglichen Verhältnisse in den Mittelmeerländern, genauer gesagt in jenen Gebieten, die innerhalb der Grenzen des mediterranen Klimas liegen. Auf diesem Boden hat sich, wie die süd europäischen Halbinseln und Kleinasien erkennen lassen, der Wald seit 3000 Jahren ständig in folgenswerter Weise verringert. Die Tatsache, daß die betreffenden Länder auch viele kulturelle Rückschläge und Hemmnisse zu verzeichnen haben, legt die Frage nach den Gründen und den Folgen der Entwaldung nahe. Aus den Angaben der klassischen Geschichtsschreiber geht hervor, daß die Griechen und Phönizier bei ihrem Vorgehen im westlichen Mittelmeer auf große Waldungen stießen. Und es ist kein Zufall, daß gerade die Küsten, die sie stets besetzten, heute völlig unbewaldet sind. So haben genaue Forschungen ergeben, daß die heute kahle Campagna Romana mindestens bis zur Zeit der ersten Einwanderer reich bewaldet war, während sie heute mit ihrer Unfruchtbarkeit allen Bemühungen trotzt. Auch Herodot berichtet, daß der Monarch Agibius bei Preneste einen Eichenwald trug, der sogar als Sitz des Dianenkultus besonderen Ruhm genoß. Auch das Cajanello-Gebirge in Campanien, die Apenninen und das heute kahle Apulien lieferten früher gewaltige Mengen besten Wildholzes. Ebenso war die westliche Küste von Korsika mit Wald bedeckt, wovon auch Seneca und Diodor berichteten. Die gleichen Verhältnisse lassen sich auch im großen und ganzen auf Griechenland übertragen. Die Kitharon war nach Plinius ein hohes Waldgebirge, und die Insel Cypern wurde von Theophrast wegen ihrer für den Schiffsbau wichtigen Zedern gerühmt. Wenn heute alle die genannten Gegenden durch völlige Holzkarmut ausgezeichnet sind, so ist überall als die Ursache der Entwaldung die Ausrodung durch den Menschen festzustellen. Diese Ausrodung wurde ohne Bedacht auf die Zukunft vorgenommen, man kümmerte sich nur um die augenblicklichen Bedürfnisse und suchte so viel Material und Geld wie möglich heraus zu schlagen. Diese Ausrodungen aber hatten und haben stets Abspülung, Anschwemmungen und Quellschwund zur Folge, womit der Niedergang der Kulturböden ihrer Anwohner in engstem Zusammenhang steht. Merkwürdigerweise haben die Völker im Gebiete des Mittelmeerklimas bis heute nichts aus dieser Erkenntnis gelernt, was die fortgesetzte Holzrauberei an der Südküste des bereits heute waldbarmen Kleinasien beweist.

Sperlinge als Zugvögel. Der Sperling gilt allgemein als derjenige Vogel, der auch im Winter in unseren Gegenden bleibt und wie ein echter Bohemien in guten und schlechten Tagen seinem Strahndasein treu bleibt. Tatsächlich ist die immer wieder gemachte Beobachtung, daß der Haus-Sperling auf dem Lande und in der Stadt im Winter und Sommer so ziemlich gleich häufig auftritt, noch nicht wesentlich von der Wissenschaft eingeschränkt worden. Dennoch ist, einem Bericht der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ zufolge, der Sperling als ein bebingter Zugvogel anzusehen. So bleibt auf den deutschen Nordseeinseln, nach der Meinung O. Leeges, nur ein gewisser Stamm auf der Insel anwesend, während die übrigen im Herbst oder Sommer abziehen. Der säuberlich und ökonomisch arbeitende Maschinenbetrieb der heutigen Landwirtschaft hat den Sperlingen viele Nahrungsquellen weggenommen, so daß auch in den Marschen der Festlandsküste im Laufe mehrerer Jahrzehnte sich ein beträchtlicher Unterschied zwischen der Zahl der im Sommer und der im Winter anwesenden Hauspopen herausgebildet hat. Anzeichen für einen „Zug in die Stadt“ bestehen nicht, so daß ein Abgang der Sperlinge in vorläufig noch unbekannte Gegenden angenommen werden muß.

Amerikanischer Humor. „Da England nunmehr die verheirateten Männer einberuft, scheint es also doch erkannt zu haben, daß es in der gegenwärtigen Krise im Kampf erfahrene Männer benötigt.“ („Houston Post“). — „Was würdest du tun, John?“, fragte der Lehrer, „wenn du ein Haus für 1000 Dollar bauen solltest und nur 700 Dollar besähest?“ „Ich würde ein Mädchen mit 300 Dollar heiraten“, entgegnete das junge Finanzgenie. — „Ach, bitte“, sagte das Mädchen des Nachbarn, „meine Mutter läßt Sie ersuchen, nicht so laut Klavier zu spielen, da mein Vater außerordentlich musikalisch ist!“ („Sydney Bulletin“). — „Sag, Mama“, fragte die kleine Elise, „kommen die Missionare in den Himmel?“ „Natürlich, mein Kind.“ „Und die Kannibalen auch?“ „Nein, die sicherlich nicht!“ „Aber, Mama, wenn ein Kannibale einen Missionar gefressen hat, muß er dann nicht doch in den Himmel kommen?“ (New York Evening Post“).